

Der Tag, an dem meine Welt aufhörte, sich zu drehen

Ich rannte. Meine Füße sanken knöcheltief in der morastigen Erde ein. Das Wasser sammelte sich in meinen Schuhen und durchnässte meine Socken, aber ich hielt nicht an, obwohl meine Füße schmerzten und ich schon lange nicht mehr wusste, wohin sie mich trugen.

Wie hatte das nur passieren können? Alles war meine Schuld!

Ein heftiger Schmerz durchzuckte meine Seite. Keuchend presste ich meine Hand auf die Stelle, doch ich wurde nicht langsamer.

Ich war ein Monster. Ein Monster!

Ich musste immer wieder über umgeknickte Bäume und heruntergefallene Äste springen, wobei ich mir die Beine aufschrammte, bis sie bluteten, doch ich wischte es noch nicht einmal weg.

Ich hatte alles kaputt gemacht!

Mücken flogen mir ins Gesicht, und mein Atem rasselte, dennoch rastete ich nicht einmal für einen kurzen Augenblick.

Was würde Mama dazu sagen? Und Mia? Sie würden mich hassen!

Ich wollte einfach nur weg. Plötzlich war da eine Wurzel, an der mein Fuß hängen blieb. Ich stolperte und fiel hin. Da saß ich nun, ein Häufchen Elend, eng zusammengekauert, und schluchzte vor mich hin.

Was hatte ich getan?

Wir waren wandern gegangen, nur er und ich. Wir hatten uns viel Essen in einen Rucksack gepackt, Brote und Tomaten und Oliven und eine große Flasche Orangensaft. Leise waren wir aus dem Haus geschlichen, um Mama und Mia nicht zu wecken. Und dann waren wir zusammen in den Wald gegangen. Papa hatte mir einen Wanderstock aus Buchenholz geschnitzt. Einen wunderschönen in meiner Größe, nur für mich. Damit waren wir am sumpfigen Bachufer entlang gewandert, immer vorsichtig von einer trockenen Stelle zur anderen springend, damit die Füße in der nassen Erde nicht einsanken. Lustig hatte er geplätschert, der Bach, und wir hatten einen Frosch gesehen. Einen ganz kleinen, der am Ufer gesessen hatte. Wir waren zu dem kleinen See gegangen, in den der Bach mündete. Zusammen hatten wir die Fische dort beobachtet. Papa hatte von fast allen den Namen gewusst. Rotauge, Hecht, Bachforelle – sogar einen Karpfen hatten wir erspäht. Irgendwann hatten wir den Berg gesehen. Er war ziemlich groß, Wanderwege mit brauner, festgetretener Erde zogen sich durch das graue Gestein. Papa hatte mich gefragt, ob wir hochsteigen wollen – ganz spontan, nur so zum Spaß. Begeistert hatte ich genickt. Ich liebte die Aussicht von dort oben. Wir hatten den sogenannten Männerpfad genommen – er war teilweise recht steil und an einer Seite ging es tief hinab. Der Männerpfad eben. Nichts für zarte Frauen. Zuerst war es relativ flach losgegangen. Hübsche Blumen hatten den Weg zu beiden Seiten gesäumt. Eine kleine Spatzenbande hatten wir mit einem von unseren Broten gefüttert. Nur die Salami hatten wir selbst gegessen. Bald war ein steileres Wegstück gekommen. Wir hatten uns den Berg hinauf gekämpft. Lockerer Schotter war überall auf dem Weg gewesen und wir waren immer wieder abgerutscht. Die letzten Meter hatte ich

auf allen Vieren zurückgelegt. Keuchend war ich auf einem kleinen Plateau gestanden. Hinter mir hatte sich Papa den Weg hochgekämpft. Ich war etwas näher an den Rand herantreten, hatte allerdings noch etwa zwei Meter Abstand gelassen – ein Gelände gab es nicht, und auf dem Geröll am Rand konnte man leicht abrutschen. In der Ferne hatte ich, hinter dem Wald versteckt, der mittlerweile ziemlich tief unter uns lag, unser Dorf und unseren Hof gesehen.

Eifrig hatte ich Papa darauf aufmerksam gemacht und mich umgedreht. Da war er gestanden, die Hände auf die Knie gestützt, und hatte nach Luft geschnappt. Ich war zu ihm gegangen. Hatte ihn veralbert. Wurde er etwa alt? Richtig betagt, mit grauem Haar wie ein in die Jahre gekommener Hund? Ein Greis, ein Oldtimer, uralt und eingerostet? Stand wohl schon mit einem Fuß im Grabe, der Mann. Als Antwort hatte er mich leicht in die Nase gezwickt und mir einen freundschaftlichen Klaps auf den Hinterkopf gegeben. Lachend hatte ich ihn weggeschubst. Er hatte so getan, als wäre er schwer getroffen worden und war herum getorkelt. Da war wieder das Geröll gewesen. Jetzt war er wirklich getaumelt. Lustig hatte das ausgesehen, so als hätte er wie ein Clown getanzt. Ich hatte wieder gelacht. Ein Vogel hatte gezwitschert, eine leichte Windböe hatte die Baumwipfel bewegt und eine kleine Spitzmaus war dicht an mir vorbei gehuscht. Es ging einfach weiter, das Leben. Die Zeit war nicht stehen geblieben, die Welt hatte nicht aufgehört sich zu drehen. Nur meine. Meine eigene, kleine Welt. Denn einer fehlte. Einer, an den nur noch ein Schrei erinnert hatte, ein Schrei, der langsam leiser geworden war, bis er irgendwann verstummt war und mich allein zurückgelassen hatte. Allein. Für immer.

Eva Krichbaum, Dezember 2012/Januar 2013